Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 10

Artikel: Kritik

Autor: Maurer, Karl Heinrich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748246

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

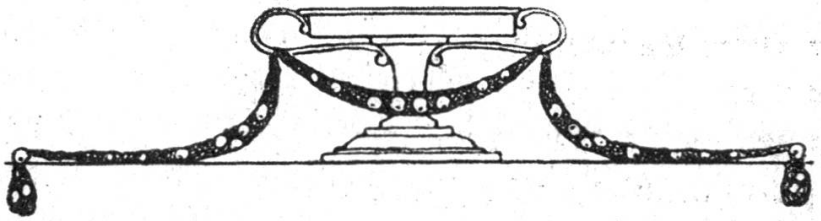
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Wenn mir nicht mehr von heißer Lippe Rand
Ob all dem Unrecht springt der Worte Brand,
In wildem Zorn das Herz mir nicht mehr flammt,
Aus Menschenfurcht zum Schweigen sich verdammt,
Wenn mich erfaßt des Lebens Trug und Schein:
Dann hol mich — ungefordert, ungebeten —
Laß eilends mich ins Reich der Schatten treten,
Dann bin ich nicht mehr wert — ein Mensch zu sein!"

Franz Otto Schmid.



Kritik.

Eine Studie von **Karl Heinrich Maurer.**

„Die Kritik ist es, welche Berge versetzt, Berge, die man Autoritätsglauben, Vorurteile und tote Überlieferungen nennt."
Georg Brandes.

Wer heute für den Adel der Kritik eine Lanze zu brechen beabsichtigt, verdient der nicht ausgehöhnt zu werden, verdient der nicht den Namen eines neuen Don Quichote? Mag dem so sein! Sentimentale Geister behaupten ja, daß jenes spanischen Dichters Satire nicht seinem Helden, sondern der Niedertracht und Stumpfheit seiner Umgebung gelte, daß der „Don Quichote" die Tragik aller Träumer in sich schließe, jene Tragik, die zugleich so unendlich komisch ist. Und muß dieser Träumer, wenn er für eine Art Kritik eintritt, die von sehr vereinzelten Köpfen geübt wird, für eine Kritik, die in Wirklichkeit dem Wuste des literarischen Marktes gegenüber eine ähnliche Figur spielen würde, wie ein zartes, schamvolles Mädchen vor einer Horde vertierter Söldlinge oder lüsterner Krämer, muß dieser Träumer nicht schon im voraus darauf verzichten, sich bei vielen Gehör zu verschaffen? Und

noch etwas. Muß er nicht vor allem jede Absicht beiseite lassen, die so gedeutet werden könnte, als wolle er dem Herakles nacheifern und sich an die Reinigung eines zweiten Augiasstalles machen? — Denn das ist der Journalismus.

Es ist, bei Gott, nicht mein Verlangen, dadurch, daß ich diesen etwas gebräuchlichen Vergleich zog, mich jener Sekte verkannter Genies und totgeschwiegener Prometheuse anzuschließen, die in heimlichem Fäusteballen und offenem Geschrei gegen die Journalisten ihr Möglichstes leisten: es ist nicht jeder ein Schopenhauer, der über die Zeitung schimpft! Man darf von einer Zeitungskritik nicht die Abgeschlossenheit, Reife und Feinfühligkeit fordern, die man zu jeder Stunde von einem Essayisten begehren kann, der in seinem Urteil nur eine Parteilichkeit gelten lassen darf: die Parteilichkeit des Herzens. Je mehr ein solcher aber die gepriesene Objektivität anstrebt, um so kläglicher werden seine Instinkte, die Reinheit seines Empfindens und die Vehemenz seiner Sympathie im Sumpfe einer pseudo-wissenschaftlichen Gleichgültigkeit ersticken. Doch der Zeitungskritiker läßt sich in den seltensten Fällen von der edlen Subjektivität leiten, die das natürliche Recht jedes empfänglichen und um die Kunst wissenden Mannes ist. Die Zeitungskritik ist vor allem polemischer Natur, sie dient der Partei, der Clique, und damit entzieht sie sich auch vollständig dem Stoffkreise, den ich behandeln will.

Mir ist es einerseits um das kritische Verfahren in den besseren Revuen, andererseits um die kritischen Leistungen unabhängiger Geister zu tun, unabhängiger Geister, die sich nicht scheuen, über alte Bonzengebote betreffs kritischer Kälte und Nüchternheit hinweg auch ihres Herzens Glut mitsprechen zu lassen, der schöpferischen Macht und ihrem Werke nicht wie Richter, sondern wie Freunde, von edler Neugier beseelt, entgegen zu kommen, wie Gläubige, die es niemals wagen würden, unentblößten Hauptes vor das Allerheiligste zu treten: vor das unergründete Mysterium des Schaffens.

Es ist zum Gemeinplatz geworden, das Wort: der kritische Essay sei ein Kunstwerk! Diese einfache Wahrheit, diese natürliche Forderung hat lange gebraucht, um sich teilweise Geltung zu erringen. Die Franzosen, für die, ihrer Natur gemäß, eine invektive Kritik durch den völligen Mangel an Liebenswürdigkeit und Grazie stets abstoßend war, suchten nach einer neuen Form, in welcher Empfindung, geistvolles Eindringen und zartfühlendstes Urteil sich zu einem Kunstwerk verbinden sollten. Die Franzosen sind immer das experimentierende Element Europas gewesen: sie experimentierten auch hier wieder. Die zersetzende und zerfetzende Kritik hat eigentlich schon ausgespielt. Die Franzosen schufen die synthetische Kritik, die Kritik als Kunstwerk. Sie geht mit

feiner, nachdichtender Spürigkeit allen noch so verborgenen, wirren und dunklen Pfaden des Künstlers nach und sucht seine Wesensart zu erklären aus den körperlichen und seelischen Einflüssen, welche das Werden des Menschen und des Künstlers geformt haben. Eine Art darwinistischer Kritik. — Nun war es endlich dem Kritiker gestattet, sein bestes Ich rückhaltlos sprechen, seine schöpferische Kraft, vereint mit psychologischer Feinhörigkeit, spielen zu lassen, und es durfte ihm als höchstes Ziel gelten, das Kunstwerk im Spiegel seiner Seele reflektiert, wiederzugeben. Die Engländer übernahmen, wie so oft, das Rohmaterial dieser Idee und gestalteten es mit all dem aristokratischen Zauber aus, der z. B. Walter Paters „Renaissance" so wohltuend erfüllt. Macaulay hatte diesen Weg auf dem Gebiete des historisch-kritischen Essays schon früher betreten und gezeigt, wie vortrefflich Gründlichkeit, tiefes Wissen und Glanz der Form sich zusammenstimmen lassen. Feineren Geistern war Kritik polemischer Art immer antipathisch; sie vermißten, oft nicht mit Unrecht, die reine Quelle solcher Abhandlungen und wollten ohne Zank und Hader, ohne brüske Besserwisserei und scharlatanhafte Reklame, ohne emphatische Entrüstung ästhetischer Philister das Urteil eines gebildeten Geistes und die Empfindung einer künstlerisch erregbaren Seele in kostbarer Fassung genießen. Dieselben Geister aber sahen nur zu gut ein, daß all dies die Eigenschaften eines Ideals sind, dem nur nahe zu kommen schon unendlich viel bedeutet; ja nur die Sehnsucht, dem lärmenden Markt der Alltagskritiker auszuweichen und auf stillen Seitenpfaden eine gewisse Ruhe und das Glück einer vornehmen Anschauung zu gewinnen, ist von hohem Wert.

Ich hätte vielleicht gut getan, dieser Abhandlung folgendes Motto vorauszusetzen: Pietät auch vor dem Irrtum des Künstlers!

Bevor ich nun an die Darstellung einer Kritik gehe, welche wir noch nicht haben — schöner Beispiele entbehren wir nicht — sehe ich mich der Verwahrlosung der deutschen Kritik gegenüber gezwungen, meine Zuflucht zu einem der vielen Truismen zu nehmen, die der Verstand wohl erfaßt hat, die aber noch keineswegs ins Blut der Literaten gegangen sind: das kritische Vermögen muß angeboren sein; es ist ein Talent wie jedes andere und bedarf einer „langen Geduld, um Genie zu werden"; dann ist es aber auch kein negatives, sondern ein positives Vermögen, kein Zerstören, sondern — ich möchte fast sagen — es findet seinen edelsten Ausdruck in theoretischem Nachdichten, in analytischer Kunst. Professor der Philosophie oder Philologie zu sein, gibt noch lange kein Recht zu kritischer Betätigung, um so weniger, da der Zweck einer vernünftigen Kritik nicht die Belehrung ist. Belehren heißt Beherrschen! Und beherrschen soll die Kritik nie und nimmer! Gerade dagegen wird am meisten gesündigt: die Herrschsucht teils fähiger, teils

unfähiger, in jeder Hinsicht impotenter Geister hat seit jeher die Kritik als prächtigen Tummelplatz sich auserkoren, und nirgends waren die winzigsten Despoten mächtiger. Warum? Die Krämerschlauheit dieser Männer fand bald heraus, daß ihr Schicksal sie zu Hütern der geräucherten Ideale aller gutbürgerlichen Seelen bestimmt habe, zu Wächtern des bourgeoisen Friedens, daß sie, ähnlich dem Drachen des Märchens, dazu auserlesen seien, über vermoderten Schätzen zu kauern, jeden daran zu hindern die Nichtigkeit dieser vermeintlichen Schätze aufzuzeigen und dem kühnen Neuerer, der wehrhaften Jugend im gegebenen Augenblick ihr Gift ins Antlitz zu geifern. Dagegen nun taten sich stets in Perioden des „Sturmes und Dranges" Männer zusammen, die, teils wohlbewußt der Berechtigung ihrer ästhetischen und ethischen Forderungen, teils in jugendlicher Unklarheit, ein weltengebärendes Chaos in heißer Brust und von ihm bis in die letzte Faser aufgewühlt, nach neuen Formen rangen, und diese nahmen in Revuen, die sie sich zu Schutz und Trutz schufen, den Kampf mit den Alten auf. Daß sie sich als Antiphilister fühlten, gab ihnen den großen Zug, der auch manche Verirrung, manche Banalität, manchen Nonsens nicht unsympathisch erscheinen läßt. So ein „Sturm und Drang" — um bei dieser guten alten Bezeichnung zu bleiben — durchtobte um die achtziger Jahre die literarische Welt Deutschlands.

Aber — wie heißt es doch? — wer lange und heftig kämpft, dem bleibt auch im Frieden etwas Wildes, Rauhes, die aut-aut-Gebärde; und die manchmal abgeschmackten Allüren des professionellen Gladiators kann er nur schwer ablegen. Kritik aber, wie ich sie mir denke, muß vor allem über Nuancenreichtum verfügen, sie darf sich den Spruch der Bibel „deine Rede sei ja, ja und nein, nein" beileibe nicht zu Herzen nehmen; sie darf auch, wenn es sich um einen lebenden, noch mitten im Aufsteigen befindlichen Künstler handelt, ihren Beobachtungen, ihrem Lob und Tadel nicht jenen Schein von Endgültigkeit geben, der kurzsichtige und plebejische Menschen so bestrickt und deshalb gerade von jenen gerne angenommen wird, die auf die Masse, auf die sogenannte öffentliche Meinung eindringlich wirken wollen.

Um aber auf die Kampfstimmung zurückzukommen, die auch heute noch, oft sehr aufdringlich, in kritischen Essays waltet, so kann ich mich nicht des Eindrucks erwehren, als ob sie, wenigstens bei den Bessern, mehr Gewohnheit sei, mehr der suggestiven Macht einer oft gebrauchten Form entsprungen, als zwingende Notwendigkeit. Heute weiß jedes Kind, daß der Realismus ein großes Mißverständnis war, daß die Quintessenz seiner Errungenschaften in der energischen Loslösung von einem öden Formalismus besteht und seine äußerste Konsequenz unaufhaltsam zum Nicolaitismus führen muß, dessen Plattheit und Kleinlichkeit ebenso schädlich wirkt, wie klassizistische Formenstarre und die so grimmig

verworfene „schöne Lüge“ der idealisierenden Dichtkunst. Der echte Künstler trägt das gesunde, keimfähige Element des „Realismus“ von vorneherein in sich: die Götter, welche er schafft, tragen stets die Züge des Menschen, weil es ja nicht anders möglich ist. Bis jetzt hat kein wahrer Künstler die Erde gehaßt oder verachtet.

Neue große Sehnsüchte sind nun emporgestiegen aus den Seelen der Einsamen, deren Bestes sich sehr bald angewidert fühlte von jenem „Verismus“, der niemals zu den Quellen des Lebens hinabsteigen kann und auch die Begabtesten zu einem durchaus spezialistischen Kunstwirken verführt: daß dieses eine große Kunst im Keime ersticken muß, ward schon vielen klar. Man sehnt sich nach Vornehmheit und Ruhe, blickt neidvoll auf versunkene Kulturen, und Kultur selbst wird zur Losung — ich vermeide den Ausdruck „Schlagwort“ — der feineren Geister, jener, die sich selten zu einer Gruppe vereinigen, weil derartige Verbindungen immer die Einschränkung der Individualität, ein Aufgeben oft der besten Eigenheit bedingen. Und auch in der Kritik ruft man nach Vornehmheit, nach „Kultur“. — — Was aber ist ein vornehmer Kritiker? Ein „Unding“, werden viele antworten. Ich selbst habe in den einleitenden Zeilen dieses Versuches mich dahin geäußert, daß eine solche Kritik der Überproduktion in Literatur und Kunst nicht standhalten dürfte, daß ein kräftiger Tadel, ein sogenanntes „Herunterreißen“ sehr vielen geistigen Erzeugnissen gegenüber am Platze ist. Nun eben diese überläßt der vornehme Kritiker dem Zeitungsrezensenten, doch Herzenspflicht muß es ihm werden, die Begabung vor den oft aus trübsten Quellen stammenden Ausfällen der Tageskritik zu schützen und deren Borniertheit, die ein notwendiges Ergebnis der Einseitigkeit ist oder durch Unkenntnis und ästhetische Dickhäutigkeit bedingt wird, zum Teil wenigstens, ihre gefährliche Wirkung zu nehmen. Das wird aus mehreren Gründen eine schwere Aufgabe sein; der wichtigste ist dieser: das Publikum ist für gute Kritik nicht reif, ja, es versteht Kritik überhaupt nicht einzuschätzen. Es ist betrübend und lächerlich zugleich, wie ganz verständige Leute sich der Kritik ihres „Leibblattes“ unterwerfen; diese hat für sie etwas von der Unwiderstehlichkeit eines Orakelspruches. Wenn die Leute nur einsehen lernten, wie sehr Kritik, auch im allerbesten Falle, Temperamentssache ist! Man kann Zolas Definition des Romans, der nach ihm ein Stück Welt durch ein Temperament betrachtet ist, auf die Kritik anwenden und per analogiam sagen: sie ist das Kunstwerk durch ein Temperament betrachtet. Das Publikum ist also für gute Kritik nicht reif; nun, wenn dem so ist, so erziehe man es zum Geschmack an guter Kritik. Wie solches geschieht, haben tatkräftige Geister schon mehrfach gezeigt, belohnt wurden sie bis jetzt für ihr Streben nicht. Der Zeitschriften, die damit begonnen haben, historische

Persönlichkeiten zu analysieren, feine, im Trubel des Streites, zu Lebzeiten dieser Personen nicht vermerkte Züge ihres Wesens aufzuzeichnen und so ein mit historischem Blick erfaßtes Porträt zu geben, sind wenige. Die vor kurzem eingegangene „Insel" war in dieser Beziehung bahnbrechend — man wird bedeutungsvoll lachen: sie ist eingegangen! — aber die Anregungen, die von Künstlern, wie Wilhelm Weigand und Franz Blei, in Fülle uns geschenkt worden, sind hoffentlich nicht verloren gegangen. Freilich läßt sich diese Art Kritik nicht in ihrer ganzen keuschen Schönheit auf lebende Künstler anwenden, birgt sie doch schon in bezug auf historische Erscheinungen eine Gefahr in sich, der nur ein überaus zielbewußter Essayist auszuweichen vermag: das sublime Studium einer künstlerischen Persönlichkeit, ihres Werdens und Wirkens, der Abhängigkeit und Einflüsse, denen sie unterworfen war, die Sucht, psychologische Rätsel zu deuten, kann sehr leicht zu überfeiner Interpretation verleiten. Das theoretische Nachdichten des Kritikers, wie ich es nannte, verführt oft dazu, dem Künstler fremde Motive unterzuschieben, aus dem und jenem tollkühne Schlüsse zu ziehen, in lyrischer Bewegung die Konturen eines Charakters verschwimmen zu lassen oder sie nach eigenem Sinne umzuzeichnen. Auch die Übertreibung der „Taineschen Manier", ein kompliziertes, künstlerisches Wesen aus dem Milieu zu erklären und die lebendige Vielseitigkeit einer Individualität auf eine möglichst einfache Formel zu bringen, wobei man den Fehler begeht, bei solcher Vereinfachung und Vorliebe für die großen Linien unwillkürlich zu idealisieren, ist vom Übel. Doch das sind nur Fehler derart, wie sie stets die Tugenden begleiten.

Es gilt in der Tat, endlich einmal den alten Satz stumm zu machen, der da sagt, daß Neid und Impotenz sich vereinigten und also den Kritiker erzeugten. Neid und Impotenz! Das ist gewiß eine pessimistische Ansicht, aber ist sie nicht bezeichnend für die gebräuchliche Kritik, jene Kritik, die der Popanz der Künstler und Poeten war, die ihnen Vergleiche zwischen Rezensenten und Schlächtern, Giftspinnen, kläffenden Kötern in den Mund legte? Für geistig Bessersituierte — man schelte mich getrost einen Optimisten — hat diese Kritik schon lange jede Lebensmöglichkeit eingebüßt. Als Beweis dieser meiner Behauptung nenne ich nur Baudelaire, Walter Pater, Oscar Wilde, Georg Brandes, André Gide, Franz Servaes, Franz Blei, Jules und Edmond de Goncourt, die Kunstkritiker Schaeffer, Burckhardt und Richard Muther; diese Namen werden wohl genügen.

Baudelaire z. B. verkörpert in sich die strengste Konsequenz des modernen ästhetischen Kritizismus, er geht in seiner Forderung nach Noblesse vielleicht über die Grenze des Natürlichen; das aber lag in der Eigenart seines Genius begründet, der das Schöne mit dem Seltsamen identifizierte.

Vor allem aber fort mit der Lügenhaftigkeit in der Kritik! Man verstehe mich recht: die Kritiker machen es fast immer wie die Ärzte; wie diese dem Patienten und seinen Angehörigen durch eine wohltuende Sicherheit in Stimme und Haltung zu imponieren wissen, wenn sie auch innerlich zerfressen sind von Zweifeln über den Fall, so geben die Kritiker ihren Behauptungen gerne eine ruhige wissenschaftliche Kälte, deren natürliche Suggestivität sich noch mit dem Schein eines edlen Gleichmutes verbindet und so Wunder tut. Wie gesagt, der Kritiker darf der natürlichen Herrschsucht, die ihm als Menschen innewohnt, kein Gehör schenken, er ist da, um zu beobachten, über die Vorgänge in der Kunstwelt zu berichten, den Leser vertraut zu machen mit einer befremdenden Erscheinung, er ist da, zu erklären und zu deuten, und all das darf nur geschehen mit der stolzen Bescheidenheit, die ohne Geschrei, aus innerlich gefesteter Überzeugung spricht: „So denke ich, so fühle ich, wer mir verwandt ist, wird ebenso denken nnd fühlen!“ Kein Wort darüber.

Ich sagte: innerlich gefestete Überzeugung; das aber soll nicht heißen: „Ich habe das letzte Wort in der oder jener Sache gesprochen“; solches würde einen kleinen Geist kenntlich machen. Auf diese Art kann auch ein junger Mann „innerlich gefestete Überzeugung“ haben, ohne sich jemals des natürlichen Rechts zu entäußern, sich ändern und entwickeln zu dürfen. „Alles fließt“, sagt der Jonier.

Die Lotterwirtschaft in den Buchkritiken mancher Revuen läßt sich vielleicht auf ein grobes Mißverständnis in dieser Hinsicht zurückführen: „Innerlich gefestete Überzeugung wird gerne mit der oben besprochenen Sicherheit und Kälte der Aufstellung von Hypothesen verwechselt. Wer besorgt die Buchkritik eigentlich, in einigen Zeitschriften wenigstens? Man forscht nach und findet zu seinem Erstaunen, daß die Schöpfer dieser kleinen Bulletins blutjunge Burschen sind, die darin ihre ersten Stilproben liefern. Abgesehen von der Komik dieser Tatsache müssen sich jedem Einsichtigen trübe Gedanken über den geistigen Habitus eines so unflüggen Rezensenten regen, der im Bemühen, sich Autorität zu verschaffen, leicht in öde Blasiertheit verfällt und durch das fortwährende Affektieren von Eigenschaften, die er nicht besitzt, in innerlicher Lügenhaftigkeit erstickt, was seiner keimenden Begabung, die häufig nicht abzustreiten ist, auf die Länge verderblich sein muß. Diese Gefahr ist nicht vorhanden, wenn besagte junge Leute den Zug der modernen Kritik erfaßt haben und wissen, daß ihr oberstes Gesetz Wahrhaftigkeit gegen sich selbst heißt.

Eine der gewöhnlichen Verführungen, der moderne Kritiker zum Opfer fallen, ist die allzu prägnante Unterstreichung der eigenen Persönlichkeit. Fort mit der tönernen Objektivität, dieser Mißgeburt aus Feigheit und Gleichgültigkeit, heißt durchaus nicht: es lebe das allgemeingültige

Ich, oder ich bin das Maß aller Dinge. Das führt mit der Zeit zu einer Art von Cäsarenwahnwitz, der nichts mit der souveränen Gewalt über den Stoff gemein hat, welche erlesenen, kritischen Geistern eignet, die das Gefühl, Künstler zu sein, nie dazu mißbrauchen, Selbstanbetung zu treiben. Etwas, diesem Cäsarenwahnwitz Ähnliches drückt sich in den stilistischen Hemdärmeligkeiten gewisser Berliner Kritiker aus. Ihr Benehmen verstößt gegen die Forderung: der Kritiker sei Gentleman!

Doch genug davon!

Man hat oft darüber gestritten, ob der Kritiker auch Künstler, artifex sein solle oder nicht. Eine müssige Frage! Etwas steht fest: niemals darf der Kritiker ein Mensch sein, für den der Verstand das letzte Wort spricht. —

Es ist möglich, daß ich mit dieser letzten Äußerung ein Gebiet betreten habe, das nicht in unmittelbarem Zusammenhange mit meinem Thema steht. Welchen Anteil hat der reine Verstand überhaupt an der Kunst? Diese ungelöste Frage berührte ich damit.

Die Träume einer zukunftsfrohen Seele habe ich in diesen Blättern niedergelegt, ohne mich der Melancholie zu verschließen, welche die Zustände der Gegenwart in jedem Denkenden wachrufen müssen. Träume — man darf über sie lächeln, aber bleiben sie trotzdem nicht schön?!...

Der Philosoph.

Mit seinen Freunden hatte er gezecht und „Prosit" gerufen bis fünf Minuten vor zwölf Uhr. Als er aber sah, daß der Zeiger sich Mitternacht näherte, erhob er sich rasch, verabschiedete sich mit kurzem Gruß und Glückwunsch und trat hinaus in die helle kalte Silvesternacht.

Der eigentümliche Zauber, der nur dieser einen Nacht im Jahre eigen ist, nahm ihn gefangen. Er blickte zu dem sternklaren Himmel auf und